

Ferdinand Sutterlüty, Matthias Jung, Andy Reymann (Hg.)

NARRATIVE DER GEWALT

Interdisziplinäre Analysen

campus

Ferdinand Sutterlüty ist Professor für Soziologie an der Universität Frankfurt am Main. *Matthias Jung*, PD Dr. phil., und *Andy Reymann*, Dr. phil., sind dort wissenschaftliche Mitarbeiter im LOEWE-Schwerpunkt »Prähistorische Konfliktforschung«.

Ferdinand Sutterlüty, Matthias Jung, Andy Reymann (Hg.)

Narrative der Gewalt

Interdisziplinäre Analysen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

ISBN 978-3-593-50933-4 Print
ISBN 978-3-593-43996-9 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-593-44021-7 E-Book (EPUB)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2019 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: DeinSatz Marburg | If

Gesetzt aus: Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Narrative der Gewalt: Eine Einleitung.	9
<i>Matthias Jung, Andy Reymann und Ferdinand Sutterlüty</i>	
Jenseits des situationistischen Paradigmas der Gewaltforschung. . .	31
<i>Wolfgang Knöbl</i>	
Gewalt, Skalarität und Perspektive: Kommentar zum Beitrag von Wolfgang Knöbl.	51
<i>Reinhard Bernbeck</i>	
»Kriege sind die Lokomotiven der Geschichte« – Über Formwandel und historische Dynamik organisierter Gewalt	59
<i>Axel T. Paul</i>	
Militärgeschichte ist immer Wirtschafts- und Sozialgeschichte: Kommentar eines Altorientalisten zum Beitrag von Axel T. Paul	79
<i>Ingo Schrakamp</i>	
Gewalt in der Geschichte der Menschheit: Probleme, Grenzen und Chancen historischer Gewaltforschung	87
<i>Francisca Loetz</i>	
Epochenvergleich statt Metanarrative der Gewalt: Kommentar zum Beitrag von Francisca Loetz	115
<i>Ferdinand Sutterlüty</i>	

Ethnologische Anmerkungen zur materiellen Kultur des Krieges . . .	125
<i>Christian Feest</i>	
Ethnologische Anmerkungen zur materiellen Kultur des Krieges: Kommentar zu Christian Feest	155
<i>Jan-Heinrich Bunnefeld</i>	
Kriege und Allianzen zwischen Dörfern.	167
<i>Jürg Helbling</i>	
Tribale Kriege und archäologische Befundinterpretation: Kommentar zu Jürg Helbling	197
<i>Matthias Jung</i>	
<i>Post battle processes</i> : Gewaltphänomene als psychologische Stressbewältigung und Befriedungsritual	207
<i>Stefan Burmeister</i>	
Büßen als Bewältigungsstrategie für Kombattanten im karolingischen Europa: Kommentar zu Stefan Burmeister.	231
<i>Daniel Föller</i>	
Ordnungen der Gewalt? Narrative und Praktiken des Krieges im europäischen Mittelalter.	241
<i>Stefanie Rütther</i>	
Zur Rekonstruktionsschwierigkeit anhand arabischer Quellen: Ein islamwissenschaftlicher Kommentar zum Beitrag von Stefanie Rütther	259
<i>Swantje Bartschat</i>	
Festung als Lebensform: Eine andere Erzählung des Gewaltraums.	267
<i>Teresa Koloma Beck</i>	

Gewalträume der Bronzezeit: Ein archäologischer Kommentar zum Beitrag von Teresa Koloma Beck	295
<i>Andy Reymann</i>	
Autorinnen und Autoren	303

Narrative der Gewalt: Eine Einleitung

Matthias Jung, Andy Reymann und Ferdinand Sutterlüty

Gewalt besitzt, wie alle sozialen Phänomene, eine zeitliche Struktur. Sie hat eine Vorgeschichte, einen Ablauf und später auftretende Folgen nicht nur für die Opfer und Täter, sondern auch für ganze Gruppen und Gesellschaften. Gewaltereignisse müssen erzählt werden, um ins individuelle und kollektive Gedächtnis treten und tradiert werden zu können. Häufig werden sie als besonders einschneidende Zäsuren wahrgenommen, die das gesellschaftliche Leben in ein Davor und ein Danach teilen. Das ist der Grund, weshalb Narrativität in allen Wissenschaften, die sich mit Gewaltphänomenen beschäftigen, von zentraler Bedeutung ist. Für die Soziologie und Ethnologie gilt das ebenso wie für die Archäologie und Geschichtswissenschaft, wenn auch mit verschiedenen Akzentuierungen und spezifischen Fragestellungen. Vielversprechend erscheint daher das Unterfangen des vorliegenden Bandes, die Diskurse, die in den genannten Disziplinen über Narrativität geführt werden, miteinander ins Gespräch zu bringen.¹

¹ Dieser Band versammelt die Beiträge der interdisziplinären Tagung »Kulturen und Ordnungsformen der Gewalt. Theoretische Ansätze und epochenspezifische Narrative«, die am 23. und 24. November 2017 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main stattgefunden hat. Dabei wurden die Vorträge aus verschiedenen Fachdisziplinen – Archäologie, Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Soziologie – von Vertreterinnen und Vertretern einer jeweils anderen Disziplin kommentiert. Die Tagung wurde im Kontext des vom LOEWE-Programm des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst geförderten Forschungsschwerpunkts *Prähistorische Konfliktforschung. Burgen der Bronzezeit zwischen Taunus und Karpaten* veranstaltet und von den drei Herausgebern organisiert. Als Kooperationspartner fungierte der an der Goethe-Universität Frankfurt und der Justus-Liebig-Universität Gießen angesiedelte LOEWE-Schwerpunkt *Religiöse Positionierung: Modalitäten und Konstellationen in jüdischen, christlichen und islamischen Kontexten*. Für ihre Unterstützung bei der Organisation der Tagung haben wir Marie-Hélène Haußels sehr zu danken. Unser herzlicher Dank gilt darüber hinaus Isa Knoesel für ihr sorgfältiges Lektorat der Beiträge dieses Bandes sowie Annika Wagner und Angelika Boese für ihre umsichtige und verlässliche Arbeit bei der Einrichtung der Texte.

Unterschiede in den disziplinären Theoriebezügen und Darstellungsansätzen, aber auch die Spezifika der jeweils verfügbaren Datentypen und Quellenlagen lenken den Blick auf die Bedeutung von Narrativen für die Gewaltforschung. Die Beiträge zu diesem Band führen dies einmal mehr vor Augen. Aus unterschiedlichen Perspektiven richten sie die Aufmerksamkeit auf die Konstruktionsprinzipien von Gewaltnarrativen. Wie wird aus Daten, Berichten und materiellen Spuren von Gewalt eine zusammenhängende Geschichte? Welche Erzählprinzipien, Interpretationsmuster, Theorieannahmen und Modelle liegen Gewaltnarrativen zugrunde? Derartige Fragen und die vor allem mit langfristigen historischen Narrativen verknüpften Schlichen und Fallen, Vorannahmen, Suggestivwirkungen und Diskurseffekte werden von den Beiträgen reflektiert und teilweise dekonstruiert. Einige der Beiträge stellen wiederum ihrerseits Exempel von Gewaltnarrativen unterschiedlicher Reichweite dar. Eine Publikation wie diese, in der sich Aufsätze zu verschiedenen historischen Epochen, Gesellschaften und Formen der Gewalt gemeinsam zwischen denselben zwei Buchdeckeln wiederfinden, bedarf gewiss einiger einleitender Worte.

Das Phänomen der Narrativität wurde zwar in vielerlei Hinsichten bereits untersucht, kaum jedoch der Umstand, dass Gewaltnarrative teilweise eigenen Konstruktionsregeln folgen und soziale Funktionen annehmen können, die ihnen eine besondere Form verleihen. Dieses Desiderats wollen wir uns im Folgenden annehmen. Zunächst gehen wir etwas allgemeiner auf einige narratologische Konstruktionsprinzipien ein, um dann die unterschiedlichen Verwendungsweisen von Gewaltnarrativen in den historischen Wissenschaften und in den Sozialwissenschaften näher zu beleuchten.

Konstitutionsbedingungen von Narrativen

Narrativität ist allgegenwärtig. Mit Ludwig Wittgenstein könnte man sagen, dass es sich dabei um eines jener Phänomene handelt, »die dem Bemerkwerden nur entgehen, weil sie ständig vor unseren Augen sind«.² Narrativität ist eine universelle, das menschliche Kommunizieren und Realitätserleben beeinflussende Wahrnehmungsebene, nicht nur ein »Register, welches bisweilen

2 Wittgenstein, Ludwig, »Philosophische Untersuchungen«, in: Ders., *Werkausgabe*, Bd. I, Frankfurt/M. 1984, S. 225–580, hier S. 411 (§ 415).

ein- und ausgeschaltet wird, sondern ein Filter, durch den wir alle Ereignisse und alles Verhalten wahrnehmen«.³ Die Prädisposition, Wahrnehmung und Erfahrung narrativ zu organisieren, sollte allerdings nicht als eine Art Denkorsett missverstanden werden, dessen man sich nicht entledigen kann. Es ist vielmehr möglich, sie durch Reflexion zu distanzieren und in ihren Struktureigenschaften zu erkennen. Theorien, die eine unhintergehbare Immanenz narrativer Strukturen behaupten, sind selbstwidersprüchlich, weil sie in Anspruch nehmen müssen, diese Immanenz bereits durchbrochen zu haben.

Freilich ist die Varianz von wissenschaftlich bedeutsamen Narrativen hinsichtlich ihrer Gegenstände, Konstruktionsprinzipien und Reichweiten enorm. Zwischen der Erzählung einer Szene häuslicher Gewalt in einem Interview, das dann in der Forschung analysiert wird, und einer zivilisationsgeschichtlichen Analyse, die selbst ein Narrativ über die Rolle der Gewalt in der Menschheitsgeschichte fabriziert, liegen Welten. Die basalste Ebene von Narrativen ist indessen bereits in sprachlichen Strukturen verankert. Schon die Subjekt-Prädikat-Objekt-Struktur von Sätzen in den indoeuropäischen Sprachen nämlich ist narrativ angelegt. Sätze lassen sich gar nicht formulieren, ohne eine Handlungsinstanz sowie eine Handlung oder einen Zustand zu benennen, die sodann in Relation zu anderen Entitäten gesetzt werden, durch welche oder mit welchen etwas geschieht. Bei aller Mannigfaltigkeit muss sich jede Darstellung der Realität diesem Grundschema fügen.⁴ Am anderen Ende der nach mikro- und makrologischen Erzählstrukturen gegliederten Skala stehen weit ausgreifende und elaborierte Metanarrative. Diese integrieren geschichtliche Epochen und betten Narrative geringerer Reichweiten in ihre Darstellung ein; diesen fügen sie durch die weitere Kontextuierung mitunter gänzlich neue Bedeutungsdimensionen hinzu. Konrad Jarausch bestimmt die Besonderheiten solcher Metanarrative in einer Weise, die uns noch beschäftigen wird: »Sie behandeln langfristige Entwicklungsprozesse, vereinfachen komplexe Zusammenhänge zu einem Grundmuster, integrieren unterschiedliche Geschichten in einer großen Erzählung, bieten ideologische Anweisungen für politisches Handeln und projizieren kulturelle Identitätsvorstellungen.«⁵

3 Breithaupt, Fritz, *Kulturen der Empathie*, Frankfurt/M. 2009, S. 125.

4 Hallpike, Christopher Robert, *Die Grundlagen primitiven Denkens*, Stuttgart 1984, S. 103; Koschorke, Albrecht, *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt/M. 2012, S. 79.

5 Jarausch, Konrad H., »Die Krise der nationalen Meistererzählungen. Ein Plädoyer für plurale, interdependente Narrative«, in: Ders./Martin Sabrow (Hg.), *Die historische*

Über die Organisation der Wahrnehmung und Erfahrung hinaus stiften Narrative die Kohärenz individueller Lebensgeschichten, auf welche sich etwa das Erkenntnisinteresse der sozialwissenschaftlichen Methode des autobiografisch-narrativen Interviews richtet.⁶ Narrative sind konstitutiv für das Selbstverständnis von Kollektiven und Staaten, deren Handlungsentscheidungen sie nachhaltig beeinflussen. Dabei können Narrative die Sozialgruppen, in denen sie entstanden sind, um Jahrhunderte und Jahrtausende überdauern, ohne ihre Motivationskraft einzubüßen. Ein Paradebeispiel dafür ist die kanonische Exodus-Erzählung, die im Laufe der Geschichte innerhalb der jüdisch-christlichen Kultursphäre zahlreichen Befreiungskämpfen das imaginative Repertoire geliefert hat.⁷

Narrative fungieren einerseits als in der Zeit entfaltete Vergewisserung und auch Verstetigung von Identitäten und historisch gewachsener Praxen. Andererseits bilden sie aber auch eine Darstellungsform theoretischer, von den Zumutungen der Praxis entlasteter Erkenntnis. Es lassen sich demnach zwei Typen von Narrativen unterscheiden: die eher naturwüchsigen, alltagspraktischen Narrative, deren Konstruktionsregeln meist implizit bleiben, und wissenschaftliche Narrative, die ihre regulatorischen Prinzipien im Idealfall vollständig explizieren. Beide Arten von Narrativen haben performative Effekte: Sie bewirken etwas. Was erzählt wird und wie es erzählt wird, hat Folgen für die soziale Praxis. Diese Folgewirkungen, die ein nicht intendierter Effekt des Narrativs oder auch das Ergebnis einer instrumentellen Absicht sein können, werden wiederum ihrerseits zum Gegenstand von wissenschaftlichen Analysen, Fortsetzungs- und Gegenarrativen.

Angesichts der hier nur kursorisch angedeuteten Vielgestaltigkeit überrascht es, dass die konstitutiven Grundelemente, aus denen sich Narrative zusammensetzen, doch recht überschaubar sind. Ausgehend von der *Poetik* des Aristoteles,⁸ lassen sich drei notwendige Voraussetzungen von Narrativen unterscheiden.

Erstens ist eine identifizierbare Handlungsinstanz in Gestalt eines individuellen oder kollektiven Akteurs erforderlich, dem Zustände und Vorgänge

Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002, S. 140–162, hier S. 157.

6 Schütze, Fritz, »Biographieforschung und narratives Interview«, *Neue Praxis*, Jg. 13, H. 3 (1983), S. 211–248.

7 Siehe Walzer, Michael, *Exodus and Revolution*, New York 1985.

8 Aristoteles, »Poetik« (übers. v. Arbogast Schmitt), in: Hellmut Flashar (Hg.), *Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung*, Bd. 5, Berlin 2008, Nr. 1450b.

zugeschrieben werden können. Daraus resultiert eine im Kern handlungstheoretische Perspektive, die allerdings leicht dazu verführen kann, sich mit der Wiedergabe von geschichtlichen Verläufen zu begnügen und explikative Ansprüche auf die bloße Abfolge von Ereignissen und Zuständen zu reduzieren. In diesem Sinne hat William Sewell vor der »narrative overconfidence«⁹ einer Geschichtswissenschaft gewarnt, die konzeptionelle Fragen über zeitliche Dynamiken und historische Kausalitäten einfach in einer Anhäufung weiterer narrativer Details untergehen lässt. Der handlungstheoretische Impetus von Erzählungen kann geschichtliche Verläufe zudem einseitig als das Produkt intentionalen Handelns von Akteuren erscheinen lassen, was strukturalistische Ansätze an historiografischen Narrativen häufig vehement kritisiert haben.¹⁰ Eine aufschlussreiche Analogie dürfte sich in diesem Zusammenhang aus einer Beobachtung ergeben, die der Psychologe Jerome Bruner in einem Experiment mit Vorschulkindern gemacht hat. Ihnen wurden Geschichten erzählt, in welchen ein ungewöhnliches Verhalten von Akteuren vorkam, das in diesen Geschichten selbst nicht erklärt wurde. Bei deren Wiedererzählung präsentierten die Kinder »eine ganze Fülle narrativer Erfindungen«,¹¹ mit denen sie wie selbstverständlich das erratisch wirkende Verhalten durch die Interpolation von Motiven nachvollziehbar machten. Von hier aus lässt sich ein Bogen schlagen zum Forschungsprogramm des Mediävisten Johannes Fried, das die Faktoren der Verformung von Erinnerungen untersucht. Die narrative Disposition ist ein solcher Faktor, denn erinnert werden einzelne Szenen, und erst nachträglich erfolgt eine Rekonstruktion zu komplexen Verlaufsprozessen.¹² Ferner können Handlungsinstanzen überhaupt erst narrativimmanent konstruiert oder in ungeprüfter Weise um des Narrativs willen unterstellt werden. Auf die damit verbundenen Probleme hat Pierre Bourdieu am Beispiel kollektiver Akteure hingewiesen: »Jede Aussage, in der ein Kollektiv Subjekt des Satzes ist – Volk, Klasse,

9 Sewell, William H. Jr., *Logics of History. Social Theory and Social Transformation*, Chicago, IL/London 2005, S. 11.

10 Zu den komplementären Schwächen des strukturtheoretischen, stärker in den Sozial- als in den Geschichtswissenschaften verankerten Denkens siehe wiederum Sewell, *Logics of History* [wie Anm. 9], S. 14 ff.

11 Bruner, Jerome, *Sinn, Kultur und Ich-Identität. Zur Kulturpsychologie des Sinns*, Heidelberg 1997, S. 94.

12 Fried, Johannes, *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*, München 2004, S. 381 f.

Universität, Schule, Staat –, unterstellt die Frage der Existenz dieses Kollektivsubjekts als bereits gelöst.«¹³

Zweitens bedarf ein Narrativ sinnfälliger Anfangs- und Endpunkte. Es setzt »Interdependenzunterbrecher« voraus, wie es in der Systemtheorie heißt.¹⁴ Die erzählstrukturierende Funktion von Interdependenzunterbrechern besteht darin, Zäsuren im kontinuierlichen Strom der Ereignisse zu setzen und in der einen oder anderen Weise nahezulegen, dass die Ereignisse innerhalb dieser Zäsuren zusammengehören. Je nachdem, ob der Anfang oder das Ende betont wird, ergeben sich unterschiedliche Modulationen des Narrativs. Einer Betonung des Anfangs entspricht eine Ursprungserzählung, bei der aus einem Gründungsereignis alles Weitere hervorgeht und sich erklärt. Der Betonung des Endes dagegen entspricht eine Teleologie, die auf einem Woraufhin der Erzählung beruht und eine zielgerichtete Entwicklung beschreibt.¹⁵

Drittens kann ein Narrativ nicht eines »roten Fadens«, eines inneren Zusammenhangs entraten. Dieser muss dem Germanisten Matías Martínez zufolge drei Aspekte miteinander verbinden, nämlich die Referenz auf singuläre Gegenstände, Sachverhalte oder Ereignisse (Konkretheit), die Darstellung einer chronologischen Abfolge (Temporalität) und schließlich eine Bezugnahme der dargestellten Ereignisse aufeinander, die ein bloß zeitliches Nacheinander oder ein räumliches Nebeneinander transzendiert und damit narrative Kohärenz konstruiert oder rekonstruiert (Kontiguität).¹⁶ Das wichtigste Prinzip ist hierbei die Unterstellung von Kausalität, das heißt die Neigung, eine zeitliche Abfolge als Kausalbeziehung zu interpretieren. Roland Barthes vermutet sogar, »daß die treibende Kraft der narrativen Aktivität die Verwechslung von zeitlicher Folge und logischer Folgerung ist, das Nachfolgende in der Erzählung als *verursacht von* gelesen wird; die Erzählung wäre in diesem Fall die systematische Anwendung des in der Scholastik unter der

13 Bourdieu, Pierre, »Sozialer Raum und ›Klassen‹«, in: Ders., *Sozialer Raum und ›Klassen‹. Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen*, Frankfurt/M. 1985, S. 7–46, hier S. 39 f.

14 Luhmann, Niklas, »Geschichte als Prozeß und die Theorie sozio-kultureller Evolution«, in: Karl-Georg Faber/Christian Meier (Hg.), *Historische Prozesse. Beiträge zur Historik*, Bd. 2, München 1978, S. 413–440, hier S. 417.

15 Vgl. Jauß, Hans Robert, »Der Gebrauch der Fiktion in Formen der Anschauung und Darstellung der Geschichte«, in: Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hg.), *Formen der Geschichtsschreibung. Beiträge zur Historik*, Bd. 4, München 1982, S. 415–451, hier S. 440 f.

16 Martínez, Matías, »Was ist Erzählen?«, in: Ders. (Hg.), *Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2017, S. 2–6, hier S. 2.

Formel *post hoc, ergo propter hoc* angeprangerten logischen Irrtums.«¹⁷ Dies kann umso leichter geschehen, als die narrativ verfasste Wahrnehmungsverarbeitung auch das in der Filmtheorie als »Induktionseffekt«¹⁸ bekannte Phänomen kennt. Es bewirkt, dass zwei durch einen Schnitt getrennte Szenen, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben, vom Publikum als sinnvoll miteinander verbunden oder im Modus einer Kausalkette interpretiert werden.¹⁹

Allen drei Voraussetzungen narrativer Formen gemeinsam ist ihre Selektivität: Die Bevorzugung bestimmter Handlungsinstanzen gegenüber anderen, die mitunter einer gewissen Willkür geschuldete Auswahl eines Anfangs und eines Endes sowie die Hervorhebung einiger als relevant erachteten Zusammenhänge unter Ausblendung anderer. Hier lässt sich eine Parallele zwischen historischen Narrativen und therapeutischem Erzählen herstellen. In einer aufschlussreichen Bemerkung deutet Sigmund Freud die Hermetik der von den Patienten präsentierten Narrative als Abwehrmechanismus: »Es gibt Patienten, die sich von den ersten Stunden an sorgfältig auf ihre Erzählung vorbereiten, angeblich um so die bessere Ausnützung der Behandlungszeit zu sichern. Was sich so als Eifer drapiert, ist Widerstand. Man widerrate solche Vorbereitung, die nur zum Schutze gegen das Auftauchen unerwünschter Einfälle geübt wird.«²⁰ Verallgemeinerungsfähig ist an dieser Beobachtung, dass sich die Bedeutung von Narrativen erst vor dem Hintergrund dessen vollends konfiguriert, was von ihnen ausgeschlossen wird. Gerade dort, wo das Ausgeschlossene für die Analyse und Bewertung von Narrativen entscheidend ist, müssen die tieferliegenden Interessen aufgedeckt werden, in

17 Barthes, Roland, »Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen«, in: Ders., *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt/M. 1988, S. 102–143, hier S. 113.

18 Dadek, Walter, *Das Filmmedium. Zur Begründung einer Allgemeinen Filmtheorie*, München/Basel 1968, S. 147; Wember, Bernward, *Wie informiert das Fernsehen?*, München 1976, S. 43.

19 Die bekannteste Variante des Induktionseffekts ist der sogenannte Kuleschow-Effekt, wie er in einem Experiment aus den 1920er Jahren zutage trat: Die Regisseure Lew Kuleschow und Vsevolod Pudovkin legten Probanden eine Nahaufnahme des Gesichtes des bekannten russischen Schauspielers Iwan Mosjukhin vor, auf welcher dieser keinerlei Gefühlsregungen zeigt. Dieses Bild wurde in drei unterschiedliche filmische Zusammenhänge montiert: Es erschien in Kombination mit einem Teller Suppe, einem Sarg mit einer toten Frau sowie einem kleinen Mädchen mit einem Spielzeugbären. Die Probanden lobten Mosjukhins Schauspielkunst und interpretierten den jeweils identischen Gesichtsausdruck als versonnen ob der Suppe, als trauernd angesichts der Toten und als glücklich in Gegenwart des spielenden Kindes. Siehe Pudovkin, Vsevolod I., *Film Technique and Film Acting*, London 1958, S. 168.

20 Freud, Sigmund, »Zur Einleitung der Behandlung«, in: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. VIII: *Werke aus den Jahren 1909–1913*, London 1943, S. 454–478, hier S. 469 f.

deren Dienst sie das Gepräge eines beredten Verbergens und Verschweigens angenommen haben.

Nachdem nun die allgemeinen Grundzüge narrativer Konstrukte und einige ihrer Tücken erläutert wurden, wollen wir im Folgenden drei Verwendungsweisen des Narrativbegriffs in den Geistes-, Sozial- und Geschichtswissenschaften unterscheiden. Einige bereits dargestellte Überlegungen aufgreifend, differenzieren wir zwischen einem phänomenologischen, einem konstruktiven und einem performativen Gebrauch von Narrativen in diesen Wissenschaften.

Phänomenologische Verwendung des Narrativbegriffs: Narrative der sozialen Praxis

Zunächst einmal liegen die für die Forschung relevanten Narrative auf der Ebene der untersuchten Phänomene. Die entsprechenden Geschichten und Erzählungen sind nicht Produkte der Forschung, sondern deren Gegenstand. Es handelt sich um Narrative der sozialen Praxis. Eine ihrer wichtigsten Funktionen besteht darin, individuelle und kollektive Selbstverständnisse hervorzubringen und zu stützen. Über die Rekonstruktion ihrer identitätsstiftenden Funktion hinaus lässt sich dann untersuchen, wie Narrative dazu genutzt werden, Handlungen zu motivieren, zu legitimieren oder zu delegitimieren. Narrative in diesem phänomenologischen Sinn stellen wichtige Materialien für die Geschichtswissenschaft und die Sozialwissenschaften dar.²¹ In der sozialen Praxis gebrauchte Narrative sind der Prähistorischen Archäologie hingegen unzugänglich, weil sie nur über materielle, nicht aber versprachlichte Zeugnisse verfügt.

Die soziologische Biografieforschung beruht gänzlich auf Erzählungen von Lebensgeschichten, deren Strukturmerkmale sie untersucht und fragt, wie sie mit Handlungsgewohnheiten, Deutungsmustern und Entscheidungen von Akteuren zusammenhängen.²² So konnte etwa gezeigt werden, wie

21 Instruktiv hierzu: Honegger, Claudia, »Erzählen in der Soziologie – Soziologische Erzählungen«, in: Balz Engler (Hg.), *Erzählen in den Wissenschaften. Positionen, Probleme, Perspektiven*, Fribourg 2010, S. 113–122.

22 Hyvärinen, Matti, »Narrative and Sociology«, *Narrative Works*, Jg. 6, H. 1 (2016), S. 38–62; vgl. im Gegenzug auch Abbott, Andrew, »Against Narrative. A Preface to Lyrical Sociology«, *Sociological Theory*, Jg. 25, H. 1 (2007), S. 67–99.

»Gewaltkarrieren« jugendlicher Wiederholungstäter auf das Engste mit den Repräsentationen ihrer Lebensgeschichten verwoben sind; diese gleichen nämlich typischerweise Konversionserzählungen, insofern die Jugendlichen einen Umschlag familiärer Opfererfahrungen in die Täterrolle schildern, dem sie die bleibende Bedeutung einer epiphanischen Erfahrung zuschreiben.²³ Auf einem ganz anderen Feld hat der Historiker Bernd Greiner auf die Motivationskraft von Narrativen hingewiesen. Er spricht von einem Kriegsnarrativ, von dem die US-Soldaten in der Anfangsphase des Vietnamkriegs durchdrungen waren: Sie betrachteten ihren Einsatz als »John Wayne-thing« und damit im Rahmen eines Narrativs, das gewaltbereite, von Härte, Mut und Loyalität geprägte Männlichkeit betont und kriegerische Gewalt als Abenteuer und Spaß perzipiert. Teil dieses Narrativs war auch die von den beiden Weltkriegen herrührende Gewissheit: »Amerikaner sind zum Gewinnen geboren«.²⁴

Wie wirkmächtig historische Narrative sein können, zeigt die Dolchstoßlegende, die nach dem Ersten Weltkrieg von der Obersten Heeresleitung lanciert wurde, um von ihrer Rolle bei der »Schmach« der Versailler Friedensverträge abzulenken. Sie besagte, dass das im Feld unbesiegte deutsche Heer durch vaterlandslose Zivilisten aus der eigenen Bevölkerung gewissermaßen hinterrücks erdolcht worden sei. Das Verschwörungsnarrativ wurde von der antidemokratischen Rechten bereitwillig aufgegriffen und später im Nationalsozialismus dazu benutzt, das gewaltsame Vorgehen gegen Sozialdemokraten und Juden zu legitimieren.²⁵ Narrative dieser Art können auch dazu dienen, die Bedeutung des eigenen Tuns über unmittelbare Konfliktlinien hinaus bis ins Unermessliche zu steigern. In diesem Sinne hat Mark Juergensmeyer etwa auf die Rolle der Idee eines »kosmischen Krieges« hingewiesen, die im Lauf der Geschichte für viele terroristische Bewegungen prägend war und sich bei heutigen Dschihadisten wiederfindet.²⁶

23 Sutterlüty, Ferdinand, *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*, Frankfurt/New York 2002, insb. S. 250 ff.

24 Greiner, Bernd, »A Licence to Kill«. Annäherungen an die Kriegsverbrechen von My Lai«, *Mittelweg* 36, Jg. 7, H. 6 (1998), S. 4–24, hier S. 6 ff.

25 Petzold, Joachim, *Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsfälschung im Dienst des deutschen Imperialismus und Militarismus*, Berlin 1963.

26 Juergensmeyer, Mark, »Religion as a Root Cause of Terrorism«, in: Louise Richardson (Hg.), *The Roots of Terrorism*, New York/London 2006, S. 133–144, hier S. 141 ff.

Konstruktive Verwendung des Narrativbegriffs: wissenschaftliche Narrative

Narrative aus der Feder von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verbinden Daten und Quellen, Ereignisse und Beobachtungen, um daraus eine zusammenhängende, epochenspezifische oder epochenübergreifende Darstellung zu generieren: Sie entwerfen historische Verlaufsgestalten. Der Streit um die Angemessenheit derartiger narrativer Konstruktionen entbrannte zuerst in den Geschichtswissenschaften. Die Selbstverständlichkeit historiografischer Erzählungen als genuiner geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisform wurde insbesondere von den Protagonisten einer Struktur- und Sozialgeschichte in Frage gestellt, die eine explizite Theorieanwendung forderten. Ihnen erschienen Narrative als eine defizitäre und vorwissenschaftliche Art der Beschäftigung mit geschichtlichen Verläufen. Strukturveränderungen würden durch eine narrative Darstellung auf punktuelle und symptomatische Ereignisse verkürzt und geschichtlich relevante Handlungsimpulse auf einzelne Akteure reduziert – ganz im Sinne des berühmten Diktums Heinrich von Treitschkes: »Männer machen Geschichte«. ²⁷

Als Beispiele für überindividuelle Strukturen, die Voraussetzungen des Handelns sind und sich nur langfristig, wenn auch zuweilen schubartig verändern, nennt Reinhart Koselleck Verfassungen, Herrschaftsweisen, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, Freund-Feind-Konstellationen, geografisch-räumliche Vorgegebenheiten in Beziehung zu ihrer technischen Verfügbarkeit sowie unbewusste, Institutionen prägende Verhaltensformen und Rechtssysteme. ²⁸ Das Erzählen galt den neuen Theoretikern, wie es bei Golo Mann heißt, »als altmodisch, als reaktionär, elitär, erfolgsverherrlichend, beschönigend, oberflächlich« sowie »als blind gegenüber dem Hintergrund wirtschaftlicher, sozialer Bedingungen, welche allein den Gang der Ereignisse verstehen lassen«. ²⁹ Die Strukturgeschichte sah sich ihrerseits dem

²⁷ Treitschke, Heinrich von, *Deutsche Geschichte*, Bd. 1, 8. Aufl., Leipzig 1919, S. 26.

²⁸ Koselleck, Reinhart, »Darstellung, Ereignis und Struktur«, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M. 1979, S. 144–157, hier S. 147.

²⁹ Mann, Golo, »Plädoyer für die historische Erzählung«, in: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 3, München 1979, S. 40–56, hier S. 41. Mann lehnt eine theoretisierende Unterfütterung der Geschichtswissenschaften generell ab; er schreibt (ebd., S. 53): »Ich glaube an die ganze Theoriebedürftigkeit der Geschichte nicht. Die Historie ist eine Kunst, die auf Kenntnissen beruht, und weiter ist sie gar nichts.«

Vorwurf ausgesetzt, die Geschichtsschreibung durch eine technokratische Verwissenschaftlichung versteinern zu lassen. Die akademische Forschung habe der Historie »das Erzählen ausgetrieben« oder dieses »in die Mikrohistorie und Alltagsgeschichte verbannt«. »Sie hat«, so Johannes Süssmann weiter, »das Interesse am Einzelnen, seinen politischen Optionen und moralischen Dilemmata in der Geschichte unter Ideologie-Verdacht gestellt. Sie hat einen Kult getrieben um anonyme Strukturen und Großtheorien, dessen Begriffsabrakadabra abschreckend wirkt.«³⁰ Die Vertreterinnen und Vertreter strukturgeschichtlicher Ansätze seien weder willens noch in der Lage, die in historische Narrative eingegangenen theoretischen Anteile zu erkennen.

Um eine Synthese von Theorie und Narrativ bemüht, hat Jörn Rüsen den Begriff des »narrativen Theoriegebrauchs« geprägt: »Theorien sind Konstruktionen, nach denen erzählt werden kann, sie sind sozusagen Erzählgerüste, Baupläne von Geschichten.«³¹ Erzählen ist in diesem Verständnis keine naive Vorform von Theorie, sondern diese ist im Gegenteil Bedingung der Möglichkeit einer Erzählung. Zwar verlören Erzählungen, die auf der Inkorporation von Theorie fußen, an »Anschaulichkeit und Plastizität«, doch läge zugleich ein Gewinn an »Trennschärfe und Präzision« vor. Zudem sei der Geltungsanspruch dieser Narrative von sich aus begründbar, während Narrative ohne theoretische Basis auf externe Beglaubigungen angewiesen blieben.³²

Für Johann Gustav Droysen war die Erzählung nur *ein* geschichtswissenschaftlicher Darstellungsmodus unter anderen. Dieser sei angemessen, wenn erstens das Geschehen »nach seinen wesentlichen Momenten« rekonstruiert worden sei und zweitens »als gewollte und bewußte Handlung«³³ von identifizierbaren Akteuren gelten könne. Die Erzählung sei als Darstellungsform indessen verfehlt, »wo ein sozusagen stilles Geschehen die Dinge werden läßt, wo also die Wandlungen unmerklich vor sich gehen, die bedingenden und bestimmenden Einflüsse gleichsam latent wirken«. Resümierend fügt Droy-

30 Süssmann, Johannes, *Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke*, Stuttgart 2000, S. 13.

31 Rüsen, Jörn, »Wie kann man Geschichte vernünftig schreiben? Über das Verhältnis von Narrativität und Theoriegebrauch in der Geschichtswissenschaft«, in: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte. Beiträge zur Historik*, Bd. 3, München 1979, S. 300–333, hier S. 328.

32 Ebd.

33 Droysen, Johann Gustav, »Historik. Die Vorlesungen von 1857 (Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung aus den Handschriften)«, in: Ders., *Historik*, Bd. 1. *Historisch-kritische Ausgabe*, hg. v. Peter Leyh, Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, S. 1–393, hier S. 234.

sen hinzu: »Ich wüßte nicht, wie man die Geschichte einer Rechtsinstitution (oder) z.E. der Dreifelderwirtschaft *erzählen* sollte; das richtige Gefühl wird dafür andere als die erzählende Form finden.«³⁴ Demgegenüber würde Hayden White darauf beharren, dass Narrativität gerade kein Code der Darstellung unter anderen ist, sondern als menschliche Universalie eine Art Metacode, der nicht nur diejenigen Geschichtsdarstellungen durchdringt, die sich explizit als Erzählungen verstehen.³⁵ Darin artikuliert sich das Problem der Skalierung von Narrativität, denn offensichtlich bezieht sich die Annahme einer narrativen Metacodierung auf eine andere Ebene als die eines narrativen Theoriegebrauchs im Sinne Rüsens. White zufolge sind Fakten nicht die *Grundlage* dafür, dass den in ihnen repräsentierten Ereignissen Bedeutungen zugeschrieben werden können, sondern vielmehr eine *Funktion* der Bedeutungen, welche die Ereignisse in einem narrativen Plot erhalten, wie er dies in seiner umfangreichen Studie zur Historiografie des 19. Jahrhunderts untersucht hat.³⁶ An dieser Studie erweist sich allerdings auch, wie wenig ergiebig tropologische Analysen historiografischer Werke für sich genommen sind, denn häufig erwecken sie den Eindruck von Nachrationalisierungen anderweitig, vor allem auf dem Wege ideengeschichtlicher Rekonstruktionen gewonnener Erkenntnisse.³⁷

Wie eng oder weit gefasst man auch immer die Geltungsreichweite von Narrativen einschätzen mag, besteht doch kein Zweifel daran, dass eine die Einzelbefunde sinnhaft verknüpfende Funktion von Narrativen nicht nur literarischen oder populärwissenschaftlichen Genres vorbehalten ist. Nach Droysen stellen Narrative eine Methode wissenschaftlicher Ergebnispräsentation dar. Wie der Ur- und Frühgeschichtler Ulrich Veit am Beispiel von Gewaltnarrativen festhält, besitzt die Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse wie auch ihre museale Inszenierung stets »erzählerische Qualitäten«.³⁸

34 Ebd.

35 White, Hayden, »Die Bedeutung von Narrativität in der Darstellung der Wirklichkeit«, in: Ders., *Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung*, Frankfurt/M. 1990, S. 11–76.

36 White, Hayden, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt/M. 1991 [1973].

37 Vgl. Walther, Gerrit, »Fernes Kampfgetümmel. Zur angeblichen Aktualität von Hayden Whites »Metahistory««, *Rechtshistorisches Journal*, Jg. 11 (1992), S. 19–40.

38 Veit, Ulrich, »Gewalt-Erzählungen: Überlegungen zum aktuellen Gewaltdiskurs in der Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie«, in: Thomas Link/Heidi Peter-Röcher (Hg.), *Gewalt und Gesellschaft. Dimensionen der Gewalt in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Internationale Tagung vom 14.–16. März 2013 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg*, Bonn 2014, S. 19–31, hier S. 21.

Allerdings beruht die Geschichtsschreibung auf Evidenzen, die methodisch kontrolliert ermittelt werden müssen. Es handelt sich bei historischen Narrativen um »referentielle Erzählungen«, die einen überprüfbaren Wirklichkeitsbezug besitzen. Das unterscheidet sie von fiktiven Erzählungen, die einen solchen Wirklichkeitsbezug gerade durchkreuzen.³⁹

Wie oben bereits mit William Sewell festgestellt wurde, verschwinden konzeptionelle Fragen zu zeitlichen Dynamiken und zur Natur kausaler Verbindungen zwischen Ereignissen häufig im Dickicht narrativer Details. Das Großnarrativ von Steven Pinker, das in der Geschichte der Menschheit einen fortschreitenden Rückgang gewalttätiger Neigungen entdeckt, ist ein Exempel für eine Darstellung, deren Schlussfolgerungen in einer Überfülle heterogener Details und fragwürdiger Quantifizierungen unüberprüfbar werden.⁴⁰ Die allseits bekannte, am Beispiel Frankreichs entwickelte Zivilisationstheorie von Norbert Elias beschreibt ebenfalls in historisch langfristiger Perspektive einen Prozess der Pazifizierung des sozialen Lebens. Für den Rückgang der innergesellschaftlichen Gewaltanwendung seit der frühen Neuzeit macht Elias vor allem zwei parallele Entwicklungen verantwortlich: institutionell die Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols und psychohistorisch die Verinnerlichung von Fremdzwängen, die zur Selbstkontrolle aggressiver Impulse geführt habe.⁴¹ Freilich ist auch dieses Entwicklungsnarrativ nicht unwidersprochen geblieben, aber Elias ist zugute zu halten, dass er im Unterschied zu Pinker angibt, durch welchen Typ von Gegenevidenzen seine Theorie widerlegt werden kann.

Eine ganz andere, hier nur kurz angerissene Frage ist, wie Narrative der Praxis in wissenschaftliche Narrative überführt werden und welche Übersetzungsleitungen dabei erbracht werden müssen. Anders formuliert: Wie können Narrative erster Ordnung in Narrative zweiter Ordnung integriert werden? In der Ethnografie gilt bereits die Dokumentation von Beobachtungen und der Bericht von Erzählungen der beforschten Personen als eine mitunter prekäre Angelegenheit. Darauf verweist etwa der Begriff der »Gedächtnisethnografie«.⁴² Tanja Hupfeld beschreibt das Problem fol-

39 Süßmann, Johannes, »Erzählung«, in: Stefan Jordan (Hg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*, Stuttgart 2002, S. 85–88, hier S. 87.

40 Pinker, Steven, *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit*, Frankfurt/M. 2011.

41 Elias, Norbert, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Basel/Bern 1939.

42 Feest, Christian F., »Die Grenze als Standort der Ethnologie«, *Zeitschrift für Ethnologie*, Jg. 122, H. 1 (1997), S. 121–130, hier S. 128.

genderweise: »Die Wahrnehmung einer fremden Realität und deren spätere mündliche oder schriftliche Darstellung unterscheiden sich grundsätzlich voneinander, da die Darstellung der Fremdkultur allenfalls als ›Repräsentation‹ der fremdartigen Realität anzusehen ist.«⁴³ Zu den vielfältigen Schwierigkeiten des Zugangs zu fremden Kulturen und ihrer angemessenen Repräsentation kommt noch das Problem, dass deren Realitäten manchmal schlicht nicht direkt erfassbar sind. Ein Buchtitel von Ralf Ingo Reimann, *Der Schamane sieht eine Hexe – der Ethnologe sieht nichts*, bezeugt dieses Dilemma auf eindrucksvolle Weise.⁴⁴

Performative Effekte von Narrativen

Narrative haben Effekte: Wie performative Sprechakte⁴⁵ bewirken sie etwas, *dadurch dass* oder *indem* sie erzählt werden. Dies kann deswegen kaum anders sein, weil Narrative für die Selbstverständigung und -verortung von Gruppen und Kollektiven von eminenter Bedeutung sind. Daher eignen sie sich in besonderer Weise für die politische Indienstnahme. Diese Aussage, die für sozial verankerte und wissenschaftliche Narrative gleichermaßen gilt, ist zunächst eine deskriptive Feststellung, keine normative Wertung und schon gar nicht ein *per se* in kritischer Absicht gemeintes *Aperçu*. Die Bewertung von Narrativen dürfte wohl weitgehend von ihrem spezifischen Gehalt und den politisch-ideologischen Zwecken abhängen, für die sie eingesetzt werden. Die Geschichte menschlicher Gesellschaften ist voll von Gründungsmythen und »vorgestellten Gemeinschaften«,⁴⁶ aus denen nationale Selbstverständnisse, Nationalstaaten, Grenzen und Institutionen hervorgegangen sind. Die performativen Effekte von Narrativen liegen also keineswegs nur im geistig-ideologischen Bereich. Das ließe sich etwa an der oben genannten Dolchstoßlegende beispielhaft demonstrieren.

43 Hupfeld, Tanja, *Zur Wahrnehmung und Darstellung des Fremden in ausgewählten französischen Reiseberichten des 16. bis 18. Jahrhunderts*, Göttingen 2007, S. 25.

44 Reimann, Ralf Ingo, *Der Schamane sieht eine Hexe – der Ethnologe sieht nichts. Menschliche Informationsverarbeitung und ethnologische Forschung*, Frankfurt/M. 1998.

45 Austin, John L., *How to Do Things with Words*, Oxford 1962, insb. S. 12 ff.

46 Anderson, Benedict, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983.

Eines der wohl bekanntesten Narrative, mit denen sich die historische und ethnologische Forschung befasst und an denen sie auch mitgeschrieben hat, kreist um das Motiv des *bon savage*, des »edlen Wilden«. Dieser schon auf antike Idealisierungen zurückzuführende Topos etablierte sich in europäischen Reiseberichten erst im Laufe des 16. Jahrhunderts. Hupfeld verweist darauf, dass sich dort bereits früh eine Differenzierung zwischen dem »guten« und dem »edlen« Wilden beobachten lässt.⁴⁷ Nachdem schon Kolumbus, wie Hupfeld vorführt, ein prinzipiell positives Bild des naturverbundenen und friedlichen Einheimischen gezeichnet hatte, führten Autoren des späten 16. und des 17. Jahrhunderts, vor allen Michel de Montaigne und Jean-Baptiste Du Tertre, das Motiv des gütigen, unschuldigen und doch zugleich tapferen und treuen »Wilden« fort.⁴⁸

Am Beispiel von Claude Lévi-Strauss lässt sich zeigen, dass das bei ihm ohnehin vielfach gebrochene Narrativ vom edlen Wilden kein Selbstzweck ist. Lévi-Strauss, der etwa den im brasilianischen Mato Grosso lebenden Bororo ein mit »Gute Wilde« überschriebenes Kapitel gewidmet hat,⁴⁹ geht es ganz zentral darum, einen Blick aus der Fremde auf die eigene Gesellschaft zu werfen. Die Gewinnung einer Distanz zum Eigenen und die Konfrontation mit anderen Lösungswegen für die Aufgabe, »eine Gesellschaft zu schaffen, in der es sich leben lässt«, ist der performative Zweck seiner Feldforschung: »Wenn es uns aber gelingt, diese fremden Gesellschaften besser kennenzulernen, verschaffen wir uns eine Möglichkeit, uns von der unsrigen zu lösen, nicht weil sie absolut schlecht oder als einzige schlecht wäre, sondern weil sie die einzige ist, von der wir uns emanzipieren müssen.« In dem Lévi-Strauss hinzufügt, wir könnten »einzig die Gesellschaft, der wir angehören, verändern, ohne Gefahr zu laufen, sie zu zerstören«,⁵⁰ verweist er auf eine weitere Performanz der ethnologischen Beschäftigung mit radi-

⁴⁷ Hupfeld, *Wahrnehmung* [wie Anm. 43], S. 52.

⁴⁸ Ebd.; verschiedene Nuancierungen des »edlen Wilden« finden sich auch beispielhaft in den Berichten einer vom dritten US-amerikanischen Präsidenten Thomas Jefferson initiierten Forschungsreise zu verschiedenen indigenen Gemeinschaften Nordamerikas: Lewis, Meriwether/William Clark, *Der weite Weg nach Westen. Die Tagebücher der Lewis & Clark Expedition 1804–1806*, hg. v. Hartmut Wasser. Wiesbaden 2007, bspw. S. 54, 61; zum Topos des »edlen Wilden« vgl. grundlegend Kohl, Karl-Heinz, *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*, Frankfurt/M. 1986.

⁴⁹ Lévi-Strauss, Claude, *Traurige Tropen*, Frankfurt/M. 1978 [1955], S. 206 ff.

⁵⁰ Ebd., Zitate S. 388 f.; vgl. auch Lévi-Strauss, Claude, *Das wilde Denken*, Frankfurt/M. 1968 [1962].

kal anderen, aber mit der unsrigen vergleichbaren gesellschaftlichen Lebensformen: Das minutiöse Erzählen von diesen auf ganz eigenen Denkmustern und Naturverhältnissen basierenden Lebensformen soll deren intrinsischen Wert aufscheinen lassen und ihre Erhaltungswürdigkeit auch für westliche Gesellschaften zu erkennen geben. Die deskriptive Analyse wird zugleich zur performativen Anrufung.

Während Lévi-Strauss strengstens darauf achtete, die normative Grundierung der ethnologischen Arbeit von der Beschreibung seiner Gegenstände zu trennen,⁵¹ gibt es auch Narrative, deren performative Zielrichtung bereits das erzählte Material – sei es auch für noch so gute Absichten – verzerrt. Dies lässt sich beispielhaft an der politischen Vereinnahmung archäologischer Narrative für das europäische Projekt veranschaulichen. Das Bemühen um die Konstruktion gemeinsamer europäischer Traditionen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs lässt sich bereits an den Titeln archäologischer Großausstellungen ablesen.⁵² Allgemein wird das Fehlen eines starken, integrierenden Europeanarrativs beklagt; »weder die juridisch-administrative noch die Marktintegration« sind, wie Albrecht Koschorke konstatiert, »besonders geeignete Erzählstoffe«,⁵³ während nationalstaatliche Narrative effektiv auf kriegereische Ereignisse und Abgrenzung rekurren können. Erstaunlich unbefangen werden dem gegenüber historisch und archäologisch bezeugte Völkerschaften und Kulturen aus unterschiedlichen Epochen und Regionen als Zeugen für ein europäisches Selbstverständnis in Anspruch genommen, das man schlagwortartig als »Zusammengehörigkeit trotz Diversität« zusammenfassen könnte.

Für den Versuch, Europa »mit einer kultur-, ethno- oder politikgeschichtlichen Einheitsphantasie aufzuladen«,⁵⁴ wurde immer wieder die Bronzezeit in Anspruch genommen. Ein prominentes Beispiel dafür ist die Mitte der 1990er Jahre vom Europarat initiierte Kampagne *The Bronze Age: The First Golden Age of Europe*. Das führende Metanarrativ über die Bronzezeit ist ei-

51 Dazu Honneth, Axel, »The Moral Birth of French Structuralism. *Tristes Tropiques*, Claude Lévi-Strauss«, *Social Research*, Jg. 85, H. 3 (2018), S. 613–626, hier S. 618.

52 Verwiesen sei nur auf den Titel der 1996 in Mannheim, Paris und Berlin gezeigten Ausstellung *Die Franken – Wegbereiter Europas*.

53 Koschorke, Albrecht, *Hegel und wir. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2013*, Berlin 2015, S. 206.

54 Middell, Matthias, »Europäische Geschichte oder *global history* – *master narratives* oder Fragmentierung? Fragen an die Leittexte der Zukunft«, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hg.), *Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945*, Göttingen 2002, S. 214–252, hier S. 250.

nes des Fortschritts und der Zusammengehörigkeit, das mehrere Topoi miteinander verbindet.⁵⁵ Erstens den Topos einer paneuropäischen bronzezeitlichen Ökumene, eines Systems ökonomischer, politischer und kultureller Verflechtungen. Eine solche Betrachtungsweise erlaubt es, Differenzen zwischen der ägäischen und vorderasiatischen Bronzezeit auf der einen Seite und der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit auf der anderen als bloß graduelle zu verstehen. Vorschein sieht man sich in diesem ökumenischen Narrativ dazu berechtigt, Formen der Sozial- und Herrschaftsorganisation, wie sie für die östlichen Hochkulturen dokumentiert sind, auch in abgeschwächter Form für Mittel- und Nordeuropa anzunehmen.⁵⁶ Der zweite Topos ist der eines Verständnisses der Bronzezeit als einer für den weiteren Verlauf der Vorgeschichte und darüber hinaus formativen Epoche, deren Errungenschaften erst in späteren Zeiten zur Vollendung kamen. Das begünstigt die Neigung, bronzezeitliche Phänomene retrospektiv erklären zu wollen. Die Annahme eines ausgeprägt kriegerischen Gepräges der Bronzezeit, ablesbar unter anderem am Waffenzuwachs im archäologischen Fundgut, bildet den dritten Topos. Diesen drei Topoi ist ein Narrativ über die Bronzezeit gemäß, das linear und über sich hinausweisend, also eine Fortschritts-erzählung ist. Im Rahmen eines solchen Narrativs, das eine fortschreitende Integration differenter Regionen umfasst, lässt sich die europäische Bronzezeit als eine Art prähistorische Europäische Union präsentieren.⁵⁷ In diesem Sinne heißt es im Vorwort des Generalsekretärs des Europarates zum Katalog der Ausstellung *Götter und Helden der Bronzezeit. Europa im Zeitalter des Odysseus*: »Denn es war zu jener Zeit am Beginn der europäischen Geschichte, noch bevor die Menschen in unserem Teil der Welt begannen, ihre Mythen und Legenden, ihre Geschichten und Reiseberichte niederzuschreiben, daß Europa zum ersten Mal als Einheit erkennbar wurde.«⁵⁸ Was den gewalt-

55 Vgl. Jung, Matthias, »Friedliche Homöostase und konfliktreicher Fortschritt. Topoi und Narrative der Neolithikums- und Bronzezeitforschung«, in: Rüdiger Krause/Svend Hansen (Hg.), *Bronzezeitliche Burgen zwischen Taunus und Karpaten*, Bonn 2018, S. 223–242.

56 Als geradezu paradigmatisch hierfür kann die Umdeutung der literarischen Figur des »Helden«, wie er in den homerischen Epen begegnet, in eine reale, paneuropäische bronzezeitliche Sozialfigur gelten. Zur narrativen Konstruktion des Heldischen vgl. grundlegend Bowra, Cecil Maurice, *Heldendichtung. Eine vergleichende Phänomenologie der heroischen Poesie aller Völker und Zeiten*, Stuttgart 1964.

57 Gröhn, Anna, *Positioning the Bronze Age in Social Theory and Research Context*, Stockholm 2004.

58 Tarschys, Daniel, »Vorwort des Generalsekretärs des Europarats«, in: *Götter und Helden der Bronzezeit. Europa im Zeitalter des Odysseus. Katalog zur 25. Ausstellung des Eu-*

tätig-kriegerischen Charakter der Bronzezeit angeht, bedarf es allerdings des Kunstgriffes, ihn zum Heldischen zu läutern und zum Agens des Fortschritts umzudeuten.

Während die beschriebene Vereinnahmung der Bronzezeit immer noch im Kontext des Versuchs steht, einer europäischen Friedensordnung eine genealogische Tiefenstruktur zu verleihen, sind andere Narrative nicht nur historisch zweifelhaft, sondern auch in ihren performativen Effekten fragwürdig, zumal sie leicht für die Legitimation einer kriegerischen Politik in Anspruch genommen werden können. Ein Beispiel dafür ist das Narrativ eines »Clash of Civilizations« von Samuel Huntington, der eine neue Phase der Weltpolitik proklamiert hat, in welcher die Grenzen zwischen den globalen Kulturkreisen im Modus »the West against the rest« die entscheidenden Konfliktlinien der Zukunft prägen.⁵⁹ Noch allgemeinere, aus der jüngeren Geschichte oder gleich aus der Menschheitsgeschichte herausdestillierte Narrative beschreiben den Krieg als den Vater wenn nicht aller, so doch vieler guter Dinge. Einmal gilt der Krieg als der große »Lehrmeister« westlicher Gesellschaften, die sonst zur Trägheit neigten und vergaßen, sich auf ihre vorgebliche kulturelle Überlegenheit zu besinnen.⁶⁰ Ein andermal wird der Krieg zum »Gleichmacher« ersten Ranges stilisiert, der viel stärkere Egalisierungseffekte erzeuge als friedliche, auf Kooperation und Sozialpolitik setzende Ausgleichsmechanismen.⁶¹ Um das performative Potential solcher Narrative zu ermessen, braucht man sich nur eine Politik vorzustellen, die auf dieser Grundlage agiert.

Gewiss sind Narrative korrekturbedürftig, die dazu verleiten, den »Traum von der gewaltfreien Moderne«⁶² mit der Realgeschichte moderner Gesellschaften zu verwechseln. Allzu leicht kann eine solche Metaerzählung ein kriegsvergessenes Bewusstsein, eine pazifistische Selbsttäuschung sowie ein

reparat in Kopenhagen, Bonn, Paris und Athen, Ostfildern-Ruit 1999, S. IX. Zur Kritik an dieser Vereinnahmung der Bronzezeit vgl. Eggert, Manfred K. H., *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden*, 4. Aufl., Tübingen/Basel 2012, S. 416–418; Gramsch, Alexander, »Reflexiveness« in Archaeology, Nationalism, and Europeanism«, *Archaeological Dialogues*, Jg. 7, H. 1 (2000), S. 4–19, hier S. 13 f.

59 Huntington, Samuel P., »The Clash of Civilizations?«, *Foreign Affairs*, Jg. 72, H. 3 (1993), S. 22–49.

60 Hondrich, Karl Otto, *Lehrmeister Krieg*, Reinbek bei Hamburg 1992.

61 Scheidel, Walter, *The Great Leveler: Violence and the History of Inequality from the Stone Age to the Twenty-First Century*, Princeton, NJ 2017.

62 Joas, Hans, »Der Traum von der gewaltfreien Moderne«, *Sinn und Form*, Jg. 46, H. 2 (1994), S. 309–318.

Überlegenheitsgefühl gegenüber nicht-westlichen Gesellschaften und früheren Epochen nähren. Zu analysieren sind hier die Erinnerungslücken sowie die Ursachen und Folgen einer Verdrängung moderner Gewaltpotentiale. Es ist zweifellos richtig, dass Gewalt und Krieg immer noch merkwürdig wenig in den Kernbereich der allgemeinen Sozialtheorie vorgedrungen sind. In der spezialisierten Gewaltforschung zeichnen sich seit einiger Zeit aber auch Tendenzen ab, Gewalt als das universelle Zentralproblem jeder Vergesellschaftung oder als das unvergängliche Signum unserer Spezies darzustellen.⁶³ Schwarze Anthropologien, die uns den Spiegel unserer Bestialität vorhalten und von der Brüchigkeit unserer dünnen Zivilisationsschicht überzeugen wollen, können zur *self-fulfilling prophecy*⁶⁴ werden. Abgesehen von ihrer sachlichen Fragwürdigkeit ist daher vor der Performativität von Überall-Krieg-Geschichten, Hinter-alle-m-lauert-Gewalt-Szenarien und Wir-sind-alle-unheilbare-Täter-Nachrichten zu warnen.

Abschließende Bemerkungen

In einigen Disziplinen wurden in den vergangenen Jahrzehnten unterdessen die Bemühungen verstärkt, sich nicht mehr so stark von weitreichenden Metanarrativen lenken zu lassen, sondern den Blick auf die Befunde und das darin sich zeigende Gewalthandeln zu lenken. In der Archäologie führte dies zu einer Abkehr von dem lange vorherrschenden Narrativ einer *pacified past*,⁶⁵ in der Soziologie zu einer Reihe von Studien, die nicht mehr nur

63 Trotha, Trutz von, »Ordnungsformen der Gewalt oder Aussichten auf das Ende des staatlichen Gewaltmonopols«, in: Birgitta Nedelmann (Hg.), *Politische Institutionen im Wandel. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 35*, Opladen 1995, S. 129–166; Sofsky, Wolfgang, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt/M. 1996.

64 Merton, Robert K., »The Self-Fulfilling Prophecy«, *Antioch Review*, Jg. 8, H. 2 (1948), S. 193–210.

65 Vgl. dazu insb. Keeley, Lawrence H., *War before Civilization. The Myth of the Peaceful Savage*, New York 1996; Armit, Ian/Chris Knüsel/John Robb/Rick Schulting, »Warfare and Violence in Prehistoric Europe. An Introduction«, *Journal of Conflict Archaeology*, Jg. 2, H. 1 (2006), S. 1–11; Peter-Röcher, Heidi, »Gewalt und Gesellschaft: Sesshaftwerdung, ›Staatsentstehung‹ und die unterschiedlichen Erscheinungsformen der Gewalt«, in: Thomas Link/Heidi Peter-Röcher (Hg.), *Gewalt und Gesellschaft. Dimensionen der Gewalt in ur- und frühgeschichtlicher Zeit*, Bonn 2014, S. 45–54.

strukturelle Gewaltursachen, sondern auch das Gewalthandeln selbst und dessen interne Dynamiken untersucht haben.⁶⁶

Was nun den methodischen Zugang zu Phänomenen der Gewalt angeht, könnte sich der Eindruck aufdrängen, dass eine fundamentale Differenz besteht zwischen der Quellensituation der Archäologie auf der einen Seite und der von Ethnologie und Soziologie auf der anderen. Sind die Quellen der Archäologie im Normalfall auf sporadische materielle Reste beschränkt, die den Kontingenzen der Erhaltung und Überlieferung unterliegen, so verfügen Ethnologie und Soziologie gerade in jüngerer Zeit vermehrt über technische Aufzeichnungen von Gewalthandlungen. Diese sollen ermöglichen, was insbesondere in der deutschsprachigen Soziologie der 1990er Jahre programmatisch gefordert wurde: eine »dichte Beschreibung«⁶⁷ gewalttätigen Handelns. Vor allem filmische Protokollierungen von Gewalttaten versprochen eine mimetische Annäherung an Situationen der Gewalt.⁶⁸

Tatsächlich aber ist verblüffend, wie wenig sich den Rezipienten eines solchen Protokolls bei aller Reichhaltigkeit des Dokumentierten über die Gewalthandlung selbst erschließt. Fraglich bleibt: Was ist tatsächlich das gewaltauslösende Moment, wie kontrolliert oder unkontrolliert vollzieht sich der Gewaltakt, was daran ist durch geltende Normen im Sinne generalisierter Verhaltenserwartungen gedeckt und was verstößt gegen sie? Gleiches gilt für ethnografische Filme über Kämpfe und Kriege in Stammesgesellschaften. Auch wenn sie ungeschnitten den Verlauf der realen Ereignisse mit großem Detailreichtum zeigen, bleibt aus der beobachtenden Kameraperspektive, die stets nur einen Ausschnitt des Geschehens repräsentiert, vieles unsichtbar. So ist zum Beispiel nicht zu entscheiden, ob die hektisch wirkenden Positionsverlagerungen der Kombattanten in dem Film *Dead Birds* (1963) über die Kriegführung der Dugum Dani (Neuguinea) Ausdruck eines geregelten taktischen Vorgehens sind oder ob sie angstinduzierte Übersprunghandlungen darstellen. Die Rekonstruktion eines Musters von alternierend

66 Vgl. beispielhaft Katz, Jack, *Seductions of Crime. Moral and Sensual Attractions of Doing Evil*, New York 1988; wichtige konzeptionelle Impulse für die deutschsprachige Gewaltforschung setzte zweifellos Trotha, Trutz von, »Zur Soziologie der Gewalt«, in: Ders. (Hg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37*, Opladen/Wiesbaden 1997, S. 9–56.

67 Geertz, Clifford, »Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur«, in: Ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt/M. 1983, S. 7–43.

68 Exemplarisch dazu Collins, Randall, *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*, Hamburg 2011.

angstvollem und aggressivem Verhalten, wie Randall Collins es aus diesen Filmen herausliest,⁶⁹ bedarf jedenfalls weitreichender Vorannahmen über die Handlungsabsichten und innerpsychischen Zustände der Akteure. Derartige Dokumentationen von Gewalthandlungen zeigen, wie sehr die aufgezeichneten Ereignisse ganz analog zu archäologischen Befunden einer Kohärenzstiftenden und erklärenden Narrativierung bedürfen. Sie machen aber auch deutlich, dass eine ethnologische und soziologische Gewaltforschung, die glaubt, auf die Konsultation von narrativ organisierten Deutungen der an Gewalthandlungen Beteiligten verzichten zu können, sich selbst wesentliche Quellen zu einem Verständnis gewaltsamer Ereignisse vorenthält.

Nicht an der Frage, *ob* Narrativität für die Gewaltforschung eine zentrale Rolle zukommt, sondern *in welcher Weise* sie auf Erzählungen rekurriert und selbst zur Narrativierung der menschlichen Gewaltgeschichte beiträgt, muss sich die einschlägige Forschung demnach orientieren. Die Hauptbeiträge dieses Bandes geben Antworten auf diese zentrale zweite Frage und werden jeweils wiederum von Autorinnen und Autoren aus anderen Disziplinen kritisch kommentiert.

69 Ebd., S. 64 ff.; vgl. auch S. 19. Zur Kritik an Collins' Methodologie siehe Sutterlüty, Ferdinand, »Fallstricke situationistischer Gewaltforschung«, *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, Jg. 14, H. 2 (2017), S. 139–155.